

Nach einem Begräbnis.

Wieder haben wir begraben einen treuen Bruder ein, und die Erde muß ihn haben in ihr Mutterherz hinein.

Und wir sahn die grünen Felder, und wir sahn das grüne Gras, sahn die grüne Pracht der Wälder, wo gottmacht der Frühling saß, und wir sahn die jungen Saaten von des Daseins Lust geschwellt, und wir wußten: Wir Soldaten fallen, wie dies Korn einst fällt.

Ach, mit fünfundzwanzig Jahren weiß man erst: die Welt ist dein! Ach, erst dann kann man erfahren, was es heißt, ein Mensch zu sein! Ach, wenn die Kanonen sprechen, während draußen Frühling ist, fühlt man's aus dem Herzen brechen, wie so schwer das Sterben ist!

D. Starbörle, Kanonier, im „Simpl.“

Auf Java.

Garoci (Java), Hotel Papandjain, 21. März 1915.

Nieder Karzig.

Ich bin von Sumatra wieder nach Java gefahren, denn innerhalb Niederländisch-Indien nehmen die holländischen Kapitäne Deutsche an Bord. Aber nach Europa nimmt kein holländisches Schiff einen Deutschen mit, wegen der Schererei mit den Alliierten.

Ich wollte versuchen, von Java nach Amerika zu kommen. Dort könnte ich vielleicht in deutschen Klubs Vorlesungen halten von Gedichten usw. Aber bis jetzt ist auch kein Fortkommen von hier nach dieser Weltstrich möglich.

In Sumatra lebte ich auf vielen Pflanzungen als Gast. Me waren sehr gastfrei, alle Deutschen dort, und ich wurde viele halbe Tage im Autos herumgeführt bis hoch ins Gebirge und in die Menschenfreierdörfer des Bataalvolkes.

Ich habe viele Aquarelle auf meinen Reisen gemalt. Zwölf Bilder davon stellte der Kunstverein, der holländische, in der Hauptstadt Medan aus. Die Zeitungen schrieben lange Aufsätze darüber, daß ein malender deutscher Dichter sein Tagebuch in Farben der Öffentlichkeit vergönne anzusehen. Und sie wußten alle gar nicht, daß Sumatra so lebhaft farbig ist.

Eine kleine Gedichtsammlung, ganz hübsch ausgestattet, gab der „Deutsche Verein“ von mir heraus, zum Besten der Winter-

*) Der Dichter Max Dauthendey, der durch die Kriegsergebnisse im fernem Osten festgehalten ist, hat an einen Münchener Freund, den Schriftsteller Karzig Holm, ein Schreiben gelangen lassen, das der „Frankfurter Zeitung“ zur Mitteilung überlassen worden ist. Wir geben das Wesentliche wieder.

bliebenen der „Emden“. Ich nannte die Nieder: „Des großen Krieges Not“. Ich habe außerdem ein dickes Kriegstagebuch diesen Winter geschrieben, das die Kriegswirkung und die Wirkung der falschen Neutertelegramme im Osten und die Zustände hier, hervorgerufen in ganz Indien durch die Erklärung des Heiligen Krieges, beschreibt und mein Sumatraleben im Urawald. Ich wußte doch, daß Singapores viele Wochen in hellem Aufstand war. Englische Damen, Kinder und Herren, auch Deutsche im Konzentrationslager, wurden erschossen. Als ich von Sumatra nach Java fuhr, vor vier Wochen, war nichts mehr von englischen Handelsschiffen in der sonst so belebten Malakoffstraße zu bemerken. In drei Tagen begegneten wir keinem Schiff im Meer, dort, wo sonst das Meer stündlich voll Schiffshornsteine ist. Viele englische Schiffahrtsgesellschaften haben den Verkehr ihrer Schiffe schon lange eingestellt. In Singapores, wo mein holländisches Schiff nicht anlegte, war kein elektrisches Licht über dem Hafen, kein Scheinwerfer, nichts zu bemerken. Die Stadt lag dunkel, und der Aufstand war gerade (am 16. Februar) in vollem Gange. Das wußten wir aber noch nicht. Wir erfuhren diese Nachricht erst in Batavia bei der Ankunft in Java. Die Europäer, die in Schlafanzügen geflohen waren, lebten auf Schiffen der holländischen Paketfahrtsgesellschaft wochenlang. Die englischen Offiziere sind im Offizierskasino beim Billardspielen erschossen worden und viele in den Autos auf der Straße, wo sie ahnungslos gegen Abend spazieren fuhren.

Hier in Garoci, welches ein Lustort auf einer Gebirgsflöhöhe ist, umgeben von vierzig Araten, von denen noch einige rauen, sah ich gestern abend zum erstenmal in einem Dinstop einen Kriegsfilm. Aber nur Ruinen belgischer Städte, Kriegsbilder von Soldaten erlaubt die neutrale holländische Regierung nicht.

Die Zeitungen, Deutsche und illustrierte, erhalten wir aber alle hier. Und ebenso tägliche Telegramme, natürlich sehr lückig. — Meine tägliche Gesellschaft hier ist ein älterer Major Herr Auer. Er war früher Adjutant des Großherzogs von Weimar. Ich habe ihn auf der Neu-Guinea-Reise auf dem Schiff kennen gelernt und jetzt ihn wieder hier zufällig getroffen. Er hat noch einige Zeit der Einnahme von Deutsch-Neu-Guinea mitgemacht. Und er stieß auf seinem Segelboot und entkam nach wochenlangen Strapazen hierher. Aber von hier kann er auch nicht weiter und wartet, wie ich, sehnsüchtig auf Frieden.

Hier in Java ist das immer grüne Land des ewig schönen Sonnenwitters. Nachmittags regnet es noch manchmal. Denn wir sind am Ende der Regenzeit, in der es jeden Spätnachmittag gewittert und kurzregnet. Den ganzen Winter sah ich Rosen in den Gärten, sowohl in Sumatra als auch jetzt in Java. Immer laufe ich wie alle in weißen Schuhen, welchen Letztwandlung ohne Weite, weichen Stroh- oder Tropfenhut. Auch wenn es regnet, ist es heiß wie im Hofraum eines Dampfwerkes. Jetzt ist seit drei Tagen die Sonne mittags nach Norden gewandert. Im Winter stand sie unabhängig wie zu Hause in Europa im Süden, jetzt beginnt aber wieder die verrückte Zeit, wo die Sonne alles verkehrt macht. . . .

Ich sitze oft im Geist in meinem winzigen Häuschen im Guntzberger Wald, gehe von Gartenbank zu Bank und besuche meine Bäume dort. Wenn es nicht so unmannlich wäre, möchte ich den ganzen Tag die Hände vors Gesicht halten und wie ein Kind heulen über die schwere Sehnsucht, die ich bald nicht länger ertragen kann.

Ich bin hier so fürchterlich allein mit mir und mit dem Heimweh. Von Euch habe ich in der ganzen Kriegszeit noch nie einen Gruß bekommen. Vielleicht ist auch Nachricht von Euch verloren gegangen? Das muß wohl so sein. Ich höre sonst alles nur aus Zeitungen. . . .

Aus der Geschichte des Exerzierreglements.

Der große, aus Leben der Nation greifende Krieg hat auf manche bislang wenig gepflegte Zweige der Geschichtswissenschaften beschränkt und anregend gewirkt. So hatte wohl die Kriegsgeschichte aller politisch bedeutenden Völker schon manche gründliche historische Bearbeitung erfahren, aber über die Einzelheiten des militärischen Treibens, der Technik des Einzel- und Abteilungsgerätes usw. bei den großen Militärvölkern des Altertums, die uns naturgemäß am meisten

interessieren, wurde erst in jüngster Zeit Sicheres festgestellt. Freilich fliegen unsere Quellen darüber sehr spärlich, wie schon der altgriechische Militärschriftsteller Vegetius bellagt.

Für die Ägypter, die erste wirkliche Militärmacht der Welt — auch die älteste chinesische Heberlieferung reicht nur ins 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. zurück — bleiben wir auf die Bewerte der Denkmäler angewiesen, da die zahlreichen Keilschriften vom inneren Dienst des Heeres wenig melden. Wir wissen nur, daß es ein stehendes Heer war und die Kriegerlosig zu lebenslänglichem Dienste verpflichtet blieb, wenngleich es die Reue, wie es ähnlich bei den „langen Merks“ Friedrich Wilhelm I. in Preußen geschah, oft lange Zeit für häßlichen Erwerb usw. beurlaubt wurden. Von der altägyptischen Kommandosprache sind uns keine Beispiele überliefert; aus den Keilschriftenschriften ergibt sich aber, daß die Abteilungen im Gleichschritt marschierten und in geschlossener Ordnung angriffen, auch das Korps zu formieren verstanden — was alles ein geregeltes System von Befehlsworten voraussetzt.

Von der berühmten Leibgarde der Perser Könige, den „zehntausend Unsterblichen“ — so benannt, weil jeder Abgang sofort durch neue Rekruten ersetzt und die Zahl immer vollständig erhalten wurde — besitzen wir ein prächtiges farbiges Relief aus Persepolis, der alten Darius-Residenz, das sie in Paradeausstellung darstellt, die Lanzen mit den silbernen (der Gemeinen) und goldenen (der Offiziere) „präzifizierend“. Mindestens die Elitegruppen der Stammlande hatten also auch im Perserreich ihr „Exerzierreglement“, weniggleich sonst das Aufgebot aller Giltvölker des Nierenreichs ein ungeordnetes buntes Gemisch war, etwa wie es jetzt die Engländer aus allen Teilen der Welt mobil machen.

Für die Griechen erfahren wir aus Xenophon, der kein übler Strateg war, auch nur wenig über die Technik des Dienstes, so viel der umfassend gebildete Mann auch über militärische Dinge geschrieben hat.

Etwas besser sind wir nach den neueren Forschungen Domaszewski und Steinwenders mit den Römern daran. Der Erstere hat in einer Schrift über die Fahnen im römischen Heer nachgewiesen, daß es eine Reihe von Wortverbindungen mit signa („Fahnen“), arma („Waffen“), ordines („Reihen“), „Jüge“ gibt, die offenbar formelhaft sind und technische Ausdrücke der Kommandosprache des römischen Militärs enthalten. Steinwender hat im „Sokrates“ weitere Untersuchungen angestellt und eine ganze Reihe von Kommandos des Exerzierreglements und der Felddienstordnung der Legionen rekonstruiert, die in einem wichtigen Teile ganz modern anmuten, indem sie nämlich Anordnungs- und Ausführungs-kommando scharf trennen, wie es noch heute geschieht. Als Beispiel des Klanges dieser Kommandos heute genannt: Signa tollite! „Achtung.“ Signa — movete! „Abteilung — marsch!“ usw. Auch verstreute einwirkende Kommandos gab es wie bei uns, zum Beispiel Surgite! „Auf!“, fast das einzige Befehlswort, das uns wörtlich als solches direkt erhalten ist.

Von kriegerischen exotischen Völkern müssen die Chinesen ausbleiben, deren altes Samerangebot völlig undiszipliniert war (interessante Einzelheiten gibt die chinesische Nierenenzyklopädie Tschiu-si-tsching in ihren 1628 Bänden, von der sich ein Exemplar im Berliner Museum für Völkerkunde befindet), während das neue Heer nach modern-europäischem Muster gebildet ist.

Wohl aber hatte das altgriechische Heer des Montezuma nach den Berichten von Hernando Cortez und zeitgenössischer Chroniken eine geordnete Disziplin und systematische Taktik, was gleichfalls wenigstens die Grundzüge eines Exerzierreglements voraussetzt.

Theater.

Kunsttheater. (Gastspiel von Eris Tirolderbühne.) „Der heilige Pat.“ Komödie aus dem Volksleben von Banghofer.

Der Stoff, der das Zeug zu einer nachdenklichen, von satirisch-humoristischen Lichtern beleuchteten Dorfgeschichte hätte, erhält in seiner jenseitigen Ausschüttung ein recht verrenktes Aussehen. Wie gewaltig der Autor dabei verfahren mußte, drückt sich unter anderem auch darin aus, daß er der mageren Handlung ein im zwanzig Jahre zurückdatiertes Vorspiel vorauszuschicken gezwungen war. Die Pointe desselben — ein Fall, der in dem Rahmen langsam vor-

Dina.

Eine Erzählung aus Südwestafrika von Hans Grimm.

Doch das dauerte nicht lange. Der Wachtmeister ahnte wenig von dem Kampfe an seinem Herde, dagegen war er in seiner Not zu allem Möglichen bereit. Die ungeduldeten Gedanken zeigten ihm einen Weg, den ging er schließlich. Er wies das Mädchen zurück, erstachte, denn es fiel ihm schwer, einen guten Dienst und ein freundliches Bestreben gering zu verachten, dann mit wachsender Gewohnheit und wachsender Berstörtheit immer deutlicher. Jetzt machte die Frau merken, daß sie unrecht hatte. Als das Spiel langsam verloren ging, hatte sich die Frau wohl gefragt: „Wie ist das? Bin ich vielleicht im Unrecht?“ Sie war daran gewesen, ganz nahe daran, zu dem Holsteiner zu sagen: „Laß uns noch einmal über das Mädchen sprechen.“ Sie hatte sich allen Mut und allen guten Willen zusammengepart auf einen Abend. An dem Abend begann der Holsteiner sein neues Wesen Dina gegenüber. Die Frau schwieg, der Ekel sagte sie an. Ein gerader Mensch ist allemal ein kläglicher Schauspieler. Der Argwohn, der ihn beobachtete, verzeichnete das Bild völlig.

Dina erkannte nicht, daß es dem Herrn unerst war mit seiner Kürze. Sie hatte ein gutes Gewissen dem Herrn gegenüber. Wie sie rechnete, war der Herr in ihrer Schuld. Sie ertug den Wandel eine Zeitlang. Den Wilmut ließ sie an Hof aus und an Willen und an dem alten Gontentotten. Bei der dauernden falschen Behandlung indessen wuchs die Wildheit in ihr und noch ohne Plan, aber ziellicher begann sie plötzlich kleine Angriffe auf den Holsteiner selbst.

Der Gefreite, der ahnte, irgendwie würden für ihn jetzt Kesseln notreif, hätte viel lieber sich an sie herangemacht, wo ihn niemand sah. Dina lockte ihn an eine Stelle, die der Wachtmeister passieren mußte. Dreimal sah der Holsteiner den Mann und das Mädchen, und dreimal brachte er es fertig, dreinzureden, obgleich es in ihm schrie: wenn zu dem ganzen Elend Deines Hauses noch die Lotterei kommt, die keine Scham kennt, was wird dann aus Dir?

Einige Wochen später traf der Wachtmeister mit dem irpizierenden Leutnant in Angra's Juntas zusammen. Der Offizier machte ihm keine freundlichen Augen. Als der Holsteiner davon wollte, nahm ihn der Leutnant beiseite. „Ich muß mit Ihnen reden, Wachtmeister. Wo uns niemand hört. — So. — Nun: Himmelherrgott, was ist denn auf Ihrer Station los?“

„Auf meiner Station...?“ Der Wachtmeister sah den Offizier an und bekam eine fahlgige Farbe.

Dem Leutnant wurde ganz sonderbar zumute. „Sind Sie krank, Wachtmeister? Nein? Na, ich weiß ja nicht Genaueres. Aber sagen muß ich's Ihnen. Bei Ihnen

is was nicht in Ordnung. Sogar verschiedenes ist nicht in Ordnung. Machen Sie das anders, damit das Geschwätz aufhört.“

„Das Ge — Ge — Geschwätz?“ sagte der Wachtmeister. „Jawohl.“ sagte der Leutnant. „Nebrigens kommt morgen ein trischer Gaul zu Ihnen. Keine Kuh. Sie haben ja Freude an so etwas.“

Der Wachtmeister murrte vor sich hin Klanglos: „Wenn ich fort muß von der Station... das halte ich aber nicht aus.“

Der Offizier wandte sich ab und machte ein paar Schritte weg und kam wieder. Die linke Hand fing ihm an am Aragen herum zu spielen, und dann sagte er so freundlich er konnte: „Wachtmeister, wer sollte Sie je fortwünschen? Ich reite dieses Mal nicht über die Bucht. Das nächste Mal ist sicher alles glatt.“

„Zu Befehl.“ antwortete der Wachtmeister. „Wenn dem Wachtmeister einer gesehen hätte auf dem Heimweg! Er hing im Sattel. So hielten sich Betrunkene eben. Er wiederholte sehr oft: „Das nächste Mal ist sicher alles glatt, ich sicher alles glatt, ich sicher alles glatt. Das nächste Mal...“ So schwäpzen auch die Betrunknenen.

Die Streifwache vom Märchentale brachte schon am Morgen das neue Pferd. Beim Wachtmeister wollte sich der Unteroffizier von der Kommandoforte melden. Der Wachtmeister war nicht zu finden. Der Unteroffizier wartete eine Stunde. Danach gab er das Pferd an Willem ab vor der Frau. Zwei solcher Tiere hätten sie in Luderigbücht gekauft von einem Händler aus Reetmanshoop. Es habe sich nun gezeigt, daß die Viehster einen fast unbezähmbaren Teufel in sich hätten. Der Leutnant wollte das eine in die Kur nehmen, und was dieses hier angeht, so hätten der Bezirksamtmann und der Leutnant gemeint: das solle der Holsteiner haben zum Einreiten, dem mache es einen Nordspieß, und der beste Reiter in der Truppe sei er ohne Zweifel. Die Frau erwiderte: Das Tier gefalle ihr immerhin und trat heran, um ihm den Hals zu klopfen. Der Unteroffizier lachte:

„Gewiß, der Bod ist schön, aber wenn der nicht müde ist, dann nehmen Sie Ihnen in acht, wat der och nach die Damens heißen und feilen kann. Guden Sie ihm man rin in de falschen Dogen. Ja, mit dem Sande wird der Herr Wachtmeister nu wohl in'n inniges Familienverhältnis rin kommen.“

„Bist Du etwa bonge vor den Menschen?“ spottete das Weib dem Holsteiner entgegen, als der bald nach dem Verschwinden der Wache erdienen, denn Du hast sie kommen gesehen, das weiß ich.“ Der Wachtmeister blickte zu Boden und antwortete nicht. Das ärgerte sie von je am meisten und sie fügte hinzu: „Dir is mal was Feines angehängt worden.“

Vier Tage stand das Tier im Stalle unter der Arche Noah und frag, Der Holsteiner kam herein früh, mittags und abends. „Aufsatteln?“ fragte Willem immer wieder

erwartungsvoll. Der Holsteiner machte stets eine abweisende Handbewegung. Als vierundzwanzig Stunden vergangen waren, sprachen sie im Junggefellensquartier und bei den Bombusen von nichts als von dem fremden Bierde, und warum der Wachtmeister es noch nicht reite. Des Holsteiners Frau mußte, wovon die Rede war, und wunderte sich nicht weniger. Sie hätte den Mann zur Befriedigung der eigenen Neugier nicht ungern ausgeforscht und fürchtete sich nur, ihm zuviel Interesse zu zeigen. Am dritten Tage sagte der Gefreite zu ihr, auf den Stall weisend:

„Den Neuen fricht schon der Haber.“ und dazu sicherte er. Sie sah ihn misstrauisch an, plötzlich glaubte sie ihn zu verstehen.

Am Abend gab es allerlei zu erledigen, denn der Sergeant und der Gefreite und Willem sollten vor Sonnenaufgang auf einen weiten Weg bis an die Furt, dabei galt es einen besonderen Auftrag zu vollziehen, wahrscheinlich waren von der Kapkolonie ein paar Gauner hereingekommen in den Diamantensand. Der Wachtmeister setzte sich still zum Essen. Er merkte nicht, daß sein Weib trotz der Verpätung kaum mignütig war. Sie ließ ihn anfangen, dann kam die erste Frage: „Warum Du nur den Gaul nicht reitest?“

„Ach, — es wird schon...“ sagte er leise. „Es ist ja eigentlich, daß Du wartest.“ sagte sie. „Ja, allerdings, ja, ja.“ sagte er. „Ich bin nicht wohl...“

„So.“ sagte sie, „so. Du bist nicht wohl. Wenn das man die andern nur auch wüßten. Sie lachen nu und denken wer weiß was.“

Er antwortete gar nichts. Als sie aber von oben herab beim Schlusse der Mahlzeit die Frage hinwarf:

„Was der Leutnant erst sagen wird?“ antwortete er, wie einer, der erschrickt: „Ach gewiß, ich will ja das Pferd auch morgen reiten.“

Der Wind wehte von Norden und war fochend heiß. Der Sergeant und der Gefreite und Willem mochten einen schlimmen Tag erleben in der Namib. Selbst innerhalb des Hauses war es kaum auszuhalten. Die ausgeglühte Luft gab keine Kraft her für die Lungen, und die Fliegen hingen sich an die Gesichter. Wo man nach einer schlug, schoben sie sich erst recht hin. Den Hundem zitterten schon in der Morgenfrühe die Beinen. Um neun Uhr lag einer in Krämpfen, den ich der Wachtmeister tot. Die Frau sah, wie er den Körper wegschleppte an das Meer, und sie sah ihn zurückkommen und auf den Stall zugehen und im Stalle verstimmen. Da künfte sie die Tür auf. Der höckerige Bube kam aus dem Bontof (Eingeborenenhütte) und schuerte an einem Geräte in der prallsten Sonne. Jemandwo hinter einer Wand gröhle der alte Gontentott:

„Ge, he, hi, hi, jetzt reitet der Baas das wilde Pferd; hi, hi, he, he, jetzt reitet der Wachtmeister das wilde Pferd; Donnerwetter, hoch, hoch, hoch, jetzt reitet der Baas den Gengst von Reetmanshoop.“ (Fortf. folgt.)

beritender Erzählung und breiterer Schilderung des bäuerlich-katholischen Milieus sehr wohl zu glaubwürdiger Motivierung sich hätte herausarbeiten lassen — macht auf der Bühne den Eindruck eines mühsam erklügeltten Effektes. Eine Bäuerin, der ihr wohlhabender Mann fortwährend mit wehleidigen Klagen in den Ohren liegt, man hänselt ihn wegen seiner Kinderlosigkeit, wird von einer siebengeheiraten Nachbarin auf das erbauliche Beispiel Abrahams hingewiesen, der nach der heiligen Schrift in ähnlicher Lage wie ihr Gatte mit Hilfe einer Hebe zu dem ersehnten Stammhalter gelangte. Und dieser heilige Rat, heilig, weil aus dem Gottesbuch gezogen, geht dem verängstigten bigotten Weibe ein. Eine Magd, die sich zu solchem üblen Spiel herbeiläßt, wird leicht gefunden, und da sie hübsch ist, leuchtet auch dem Mann der Vorschlag ein. Der Bastard, als Sohn des Hauses und künftiger Erbe großgezogen, vom Vater blind verhätschelt, präsentiert sich nach den zwei Jahrzehnten als liebreichlicher, unerschämter Bengel, im Gegensatz zu dem Jungen, den die Bäuerin selbst bald darauf geboren. Seine Liebenswürdigkeit gewinnt am Ende auch den Vater und führt ihn unter Beistand eines urasten Pfarrereins zu der Frau zurück. Und obendrein erweist sich, was dem ehelichen Frieden nach dem endlosen Streit der Eltern um die beiden Kinder eine festere Grundlage zu geben verspricht, daß der erstgeborene Liebling des Vaters aus einem anderen Verhältnis des Mädchens stammt. Hübsch gesehene Einzelheiten und drockige Jüge, die sich am Schluß durch die ausgezeichnete schauspielerische Darstellung des wackelig gewordenen braven Seelenhirten zur intensiven Wirkung steigern, milderten das Peinliche und theaterhaft Jurechtgestufte der Situation. Die Aufführung, bei der die Herren Graf, Friedrich, Kallbach, die Damen Anna Graf, Glöttner, Bösch und Hagen in erster Reihe wirkten, zeigten frische, erfreuliche Natürlichkeit.

Kleines Feuilleton.

Verbotene Hahnenkämpfe in Belgien.

Netzt zum Frühjahr wacht in der belgischen Bevölkerung eine alte Spielleidenschaft wieder auf. In heimlichen Versammlungen werden, wie der „Mein-Beitrag“ geschrieben wird, die besponnenen Hähne aufeinander gehetzt, damit sie sich zerfleischen und zerreißen. Diese Hahnenkämpfe haben seit jeher das Volk, besonders die Bauern, des Landes höchlich ergötzt. Emile Claus, der flandrische Maler, der selbst von Bauern herkommt, hat einen Hahnenkampf sehr farbig und lebhaft dargestellt. Und man kann auf dem Bilde sehen, daß Jung und Alt, daß die Reichen und die Armen, daß die Klugen und die Einfältigen nicht weniger begeistert sind als die Spanier in der Stierarena, wenn die kämpfenden Hähne aufeinander losstürmen. Diese Tiere werden besonders für ihre blutige Aufgabe erzogen. Sie bringen in Belgien ihrem Herrn ein schönes Geld ein. Denn die Wetten, die dann auf einen Viebling und einen heldenhaften Hahn abgeschlossen werden, sind sehr hoch. Es geschieht nicht selten, daß Tausende von Franken eingesetzt werden.

Auf irgendeinem Gutshofe kommen die Zuschauer zusammen. Der Kampfplatz wird von einigen niedrigen Brettern abgeschlossen. Die Hähne, die am Nachmittag ihre Kraft erproben sollen, müssen schon vom Vorabend an fasten. Sie werden nächsten bis zur Stunde der Schlacht gehalten. Meist packt man sie auch in die Dunkelheit eines Sackes hinein. Und so sammelt sich in ihnen eine Lebermacht von Hunger, von Unzufriedenheit und Wildheit auf. Endlich ist es Zeit, daß sie aus dem Verlies herbeigeholt und zur Kampfstätte gebracht werden. Die Gegner stehen sich plötzlich gegenüber. Sie mustern sich mehrere Sekunden lang. Sie schleichen umeinander herum. Man kann beobachten, wie eine instinktive Schla-

heit in ihnen arbeitet. Doch endlich siegt der Wille zum offenen Kampfe. Einen Kriegsdreie krähen sie. Dann stürzen sie aufeinander los; sie sind sehr geschick, die fühlernen scharfen Sporen, mit denen ihre natürlichen Sporen bewaffnet sind, zu gebrauchen. Und bald liegt irgend ein Tier verblutend auf dem Boden.

Der Anblick dieses Kampfes wirkt sehr verrohend, und darum haben die Sicherheitsbehörden oft versucht, das große Vergnügen abzuschaffen. Man bestrafte die Jüchter der Kampfhähne, man nahm ihnen die teuren Tiere fort. Aber von den leidenschaftlichen Anhängern dieses grausamen Sports wurden immer wieder neue Mittel entdeckt, um gegen das Verbot zu sündigen. In niedrigen Schenken versteckte man sich und pferchte sich dort um die Kampfhähne zusammen. Nicht selten fuhren die Spieler von Flandern nach Nordfrankreich. Und in Roubaix und Tourcoing kamen sogar verwogene Amerikaner an, die zusammen mit den keinen Bauern wetteten und die Einjüge zu fabelhafter Höhe emportrieben. Auch in diesem Frühling wurden die Hahnenkämpfe wieder begonnen. Sie sind aber kaum eine Jersreuung für die schwere Zeit. Und deshalb verfahren die belgischen Staatsanwälte strenger gegen die grausamen Unternehmer. Sie wollen darauf sehen, daß dieser Sport der Zerstörung auch nicht mehr in den Schlupfwinkeln betrieben wird. Sie haben besondere Maßregeln getroffen, damit das Geld in den knappen Bauernklassen für bessere Zwecke gebraucht werde. Und diese Absicht ist sehr lobenswert.

Schnecken- und Froschesser in Frankreich.

Während bei uns Gasthäuser durch Käser, die mit Austerfischen benagelt sind, eine allerdings recht zahlungskräftige Kundenschaft anzulocken versuchen, besitzen in Paris Wirtshäuser Lodauslagen, die das Begehren derer, die gerne elegant sein möchten, denen es aber meist am nötigen Kleingeld fehlt, anreizen sollen. Es geschieht das durch das Ausstellen von großen Drahtkäfigen, in denen Hunderte und Aberhunderte großer Schnecken ihres Schicksals harren. Die Geschichte der Volksnahrungsmittel und Lederbissen enthält ja zahlreiche an sich schwer verständliche Fakta, aber über den Geschmack läßt sich nun mal nicht streiten.

Welche Ausdehnung die Schneckenkultur (Escargoticulture) bei den Franzosen hat, davon werden sich bei uns wohl nur die wenigsten einen Begriff machen. Die größeren Schneckenarten — es kommt vor allem die erst in Mittel- und Südeuropa häufigere, in Norddeutschland seltener Weinbergsschnecke (Helix pomata) in Frage — werden in Frankreich, wie echte Haustiere, in kunstvoll angelegten, nach echt agrarischen Gesichtspunkten bewirtschafteten und ausgebeuteten „Schneckenparks“ gezüchtet und ernste agrarwissenschaftliche Forscher veröffentlichten umfangreiche Werke, in denen die Lebensgewohnheiten der freien und der kultivierten Schnecken, die rationelle Pflege, Fütterung und Mastzucht so ernst abgehandelt werden, wie bei uns etwa Probleme der Pferde- und Rindviehzucht. Uebrigens soll auch der Frosch, hauptsächlich der dickschwellige grüne Wasserfrosch (Rana esculenta), nach Duboussé und Lefour's Ausführungen sehr wohl der „Chre“ würdig sein, als echte Volksnahrungsmittel kultiviert und als „Haus-tier“ gepflegt zu werden. Die Autoren fordern sogar echte Jagd- und Schutzgesetze für Schnecken und Frösche!

In Ernährungsfragen scheinen im übrigen alle Völker recht konservativ zu sein; man bedenke nur, wie schwer es bei uns noch vielfach ist, den Seezischen als Volksnahrungsmittel Eingang zu verschaffen, während uns der Widerwille gegen Pflanzfleisch, den außer zahlreichen afrikanischen Stämmen auch die Chinesen besitzen, nicht verständlich ist.

Das Verhältnis der Geschlechter in Preußen.

Wie bisher jede Bevölkerungsstatistik in Preußen, so zeigen auch die Ergebnisse der letzten im Jahre 1911 angestellten Bevölkerungs-zählung einen Ueberhang an Personen weiblichen Geschlechts. Diese Erscheinung ist umso auffälliger, als bekanntlich mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Allein der Knabenüberschuß geht sehr schnell durch die höhere Sterblichkeit der Kinder männlichen Geschlechts im ersten Lebensjahre zurück. Ungefähr im 21. Jahre ist ein ziffernmäßiges Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen erreicht, das sich von nun an zugunsten der letzteren verschiebt. Diese Ziffern sind aber nur Durchschnittswerte. Teilt man sie jedoch nach bestimmten Gesichtspunkten in größere Gruppen, so ergeben sich noch weitere interessante Einsichten. So weist Dr. Margarete Weserig im „Allgemeinen Statistischen Archiv“ darauf hin, daß bis zum 18. Lebensjahre auf dem Platze Lande die männlichen Personen überwiegen. Von 18 bis 25 Jahren ist es umgekehrt. Dann kommen wieder die Gruppen mit überwiegender männlicher Bevölkerung, und erst vom 40. Lebensjahre sind endgültig mehr Frauen als Männer festzustellen. In den Städten ist es umgekehrt. Dann kommen wieder die Gruppen mit überwiegender männlicher Bevölkerung, und erst vom 18 Jahren und bis zum 21. sind die Frauen in der Ueberzahl. Dann folgen bis zum 25. Jahre zwei Gruppen mit überwiegender männlicher Bevölkerung, bis endlich die Frauen auch hier die Oberhand gewinnen. Diese Erscheinung ist so zu erklären, daß die Mädchen schon in jugendlichem Alter in die Stadt abwandern, um in den Dienst oder in die Fabrik zu gehen, während die männlichen Personen Landarbeit betreiben. Die Militärpflicht zieht diese dann in die Städte, so daß zwischen 18 und 25 Jahren ein Ueberwiegen der Frauen auf dem Lande und der Männer in den Städten zu finden ist. Nach der Dienstzeit kehren die Männer wieder auf das Land zurück. Die endgültige Majorität erhalten die Frauen durch das frühzeitige Absterben der Männer. Für Berlin gestaltet sich in der Statistik das Bild etwas anders: Hier ist infolge der großen Säuglingssterblichkeit, der in herborragendem Maße die Knaben anheimfallen, das Gleichgewicht schon im zweiten Jahre hergestellt. Bei 15—16 Jahren beginnt ein starkes Ueberwiegen der Frauen. Das Ueberwiegen der Frauen ist an und für sich unbedenklich. Da aber die Frauen früher heiraten und die Männer früher sterben, wird die Zahl der ledigen Frauen im Verhältnis zu der der ledigen Männer eine bedeutende, etwa 10 bis 10,8 Proz. zu 7 Proz. der Männer.

Notizen.

— Theaterchronik. Die Volkshöhne bereitet als letzte Neuheit in dieser Spielzeit Georg Hirschfelds Komödie „Roeschke's Geist“ vor. Die Uraufführung ist auf Sonnabend, den 15. d. M., angesetzt.

— Das Berliner Philharmonische Orchester veranstaltet in der Brüsseler Oper unter Weingartners Leitung eine Reihe von Konzerten. Das erste hat bereits stattgefunden.

— Eine ukrainische Gedenkstunde. Der ukrainische Arbeiterverein „Postup“ in Wien veranstaltet zur Feier des 101. Geburtstag des größten Dichters der Ukraine Taras Schevtschenko ein Konzert, in dem vorwiegend ukrainische Kräfte mitwirken.

— 50 Jahre Professor. Am 4. Mai waren 50 Jahre verfloßen, seitdem Prof. Ernst Haedel an der Universität Jena als Zoologe tätig ist.

Was sie schreiben!

den 26. April 1913

Ich bin schon bald dreißig Jahr auf der Welt,
Doch hab'ich's noch nicht gebracht zu Geld,
Mir wird nichts geschenkt und ich kann nichts
Drum kann nichts aus meinem Zukunftsplan werden.
Als ich grad wieder überlege mein Leiden
Fallt mein Blick auf Ihr Preisausschreiben.
Hurrah, das ist wie für mich gemacht
Drum hab ich mir schnell die 5 Worte bedacht.
Vielleicht finden sie vor den Herrn Richtern
Gnade.

Große Hoffnung ich ja darauf habe.
War nur erst da der einunddreißigste Mai,
Dann war' die größte Spannung vorbei! —
Wenn ich im Besitze des Mammon werd' sein
Richte ich ein kleines Geschäftchen mir ein,
Und gedenken werd' ich dann jederzeit
Der Firma C. & A. in Dankbarkeit.

Einatweilen grüßt
ein
Bürofräulein.

Begleitschreiben zu 3 von den Lösungen zu unserem
Preisausschreiben 1000 M. für 5 deutsche Worte:

Willst Du, meine Lieber,
Kein ander Wort für Confection
So setz' an seine Stelle
das schöne Wörtchen:
„Pelle“

Konstanz 21. 15.
Frau Laimbächer
aus der Gasse
das schöne Wörtchen
Denn auf dem Punkte
Denn auf dem Punkte
Walter Lehmann



1913

2113

Königstraße 33 am Bahnhof Alexanderplatz
Chausseest. 113 beim Stettiner Bahnhof
Sonntags geschlossen.

C & A
BRENNINKMEYER G.M.B.H.

Popeline-Mäntel
das ideale Kleidungsstück für
Ausflüge und kühle Abende.
Bei uns in besonders guter
und reicher Ausstattung zu
erstaunlich niedrigen Preisen
1250 1575 1975 2250

Noiré-Mäntel
immer elegant und reizend für
jede Figur. In den neuen reiz-
vollen Formen mit sehr reichen
Verzierungen, in ungewöhn-
licher Auswahl in allen Größen
1675 1850 2175 2450